

mehr und nicht weniger als »die theoretische Anerkennung auch von dem Christen«, und zwar nicht etwa die stets problematische »Anerkennung der Zugehörigkeit des einzelnen Juden zum Volk Israel«, sondern »die Anerkennung dieses Volkes Israel selber vom Standpunkt christlicher Theologie«. Gleichzeitig hat er im »Stern der Erlösung« das Christentum ausdrücklich als gemeinsam mit dem Judentum vor Gott sich findenden Heilsweg anerkannt, mit der Positionsbestimmung: »Wir sind schon am Ziel, ihr seid noch auf dem Weg.« Damit hat Rosenzweig den Grund zu einem erneuerten, verständnisvolleren jüdisch-christlichen und christlich-jüdischen Gespräch gelegt, der so lange fehlte, wie das relative Geltenlassen der heilsgeschichtlichen Funktion des Partners nicht deutlicher ins Bewusstsein gehoben war.

Vielleicht darf beim heutigen Anlass daran erinnert werden: Während seiner verschiedenen Aufenthalte in Freiburg wollte Franz Rosenzweig stets im Schatten des Münsters wohnen, am Münsterplatz 15 (heutige städtische Bibliothek) und in der Herrenstrasse 32: »Du schreibst vom Münsterplatz« – heisst es in einem Brief –, »so sehr war ich da zu Hause. In allen Jahreszeiten bei Tag und Nacht und bei jedem Wetter, draussen und drinnen. Sogar mehr als in unserem alten Haus in Kassel, wo ich meine ersten 18 Jahre zugebracht habe« (Briefe und Tagebücher, Den

Haag 1979, 473). Nach seiner Rückkehr aus dem 1. Weltkrieg hat er sein Hauptwerk, den »Stern der Erlösung«, in Freiburg zu Ende geschrieben, und zwar wiederum am Münsterplatz, im Domhotel Geist.

Das lange vergessene Wort des Propheten Amos ist immer noch einzuholen: »Können zwei miteinander gehen, wenn sie sich nicht verabredet haben« (Amos 3, 3) – wobei nicht wir uns verabredet haben, sondern der Gott der Offenbarung hat uns – Juden und Christen – »verabredet«.

Wenn am heutigen Tag eine Bitte gestattet ist, verehrte Frau Dr. Luckner, dann ist es diese, die zugleich ein Segenswunsch ist: Es möge Ihnen vergönnt sein, uns die »Erinnerung« Ihres Lebens aufzubewahren und zu überliefern! Es beeindruckt mich immer wieder, wenn ich Texte aus dem Alten Testament lese oder die Psalmen bete oder an die jüdische Hausliturgie denke: Das Volk Israel ist ein Volk, das aus einem grossen lebendigen Gedächtnis lebt. Wir Heutigen sind weithin eine Generation ohne Gedächtnis – und darum oft auch undankbar.

Die Mitte des Gottesdienstes, den wir im Münster feiern, heisst »memoria« – Gedächtnis. Und in der Mitte dieses Gedächtnisses steht zweimal das Wort »Dank«. »Er dankte wiederum.« Dies soll mein letztes Wort sein, mein Grusswort an Sie am heutigen Tag – und darüber hinaus.

Der Text der Verleihungsurkunde:

»Der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e. V. verleiht

FRAU DR. GERTRUD LUCKNER

in Würdigung ihres unermüdlichen Eintretens für ein besseres Verhältnis von Christen und Juden, ihrer Redaktion des »Freiburger Rundbriefes« seit seiner Gründung 1948 bis zum heutigen Tag, ihrer unter schweren persönlichen Opfern und Leiden bewiesenen Solidarität mit den Juden in einer Zeit, in der Menschlichkeit als Verbrechen gebrandmarkt wurde, anlässlich ihres 80. Geburtstages die Buber-Rosenzweig-Medaille 1980 des

DEUTSCHEN KOORDINIERUNGSRATES

Die Vorsitzenden:

*P. Prior Dr. W. P. Eckert OP
Landesrabbiner Dr. N. P. Levinson
Akademiedirektor Pfarrer M. Stöhr«*

Das Programm der Feierstunde:

Sonntag, 19. Oktober 1980, 11.30 Uhr
Aula des Rathauses Freiburg i. Br.

Musik Joseph Haydn: Quartett Nr. 13
Allegro moderato

Grussworte P. Prior Dr. W. P. Eckert OP,
kath. Vorsitzender des DKR
Oberbürgermeister Dr. Eugen Keidel
Generalvikar Dr. Robert Schlund
Prälat Dr. Hans Bornhäuser

VERLEIHUNG DER
BUBER-ROSENZWEIG-MEDAILLE 1980
AN FRAU DR. GERTRUD LUCKNER

Laudatio Dr. Ernst-Ludwig Ehrlich

Überreichung Landesrabbiner Dr. N. P. Levinson,
der Medaille jüd. Vorsitzender des DKR,
und Akademiedirektor
Pfarrer Martin Stöhr,
evang. Vorsitzender des DKR

Antwort der Preisträgerin

Schlusswort Landesrabbiner Dr. N. P. Levinson

Musik Joseph Haydn: Quartett Nr. 29
Andante gracioso

Ausführende ein Quartett des Philharmonischen
Orchesters Freiburg

7 Erzbischof von Paris: Jean-Marie Lustiger

Die folgenden Sätze entnehmen wir »Christ in der Gegenwart« Nr. 7 (Freiburg i. Br., 15. 2. 1981) und bringen ferner aus der »Allgemeinen jüdischen Wochenzeitung« XXVI/8 (Düsseldorf, 20. 2. 1981), mit freundlicher Genehmigung ihrer Redaktion, leicht gekürzt den folgenden Beitrag:

»Christ in der Gegenwart« schreibt: »Ein wichtiger Schritt für die Kirche Frankreichs ist Anfang Februar [1981] gemacht worden: Zum neuen Erzbischof von Paris, und damit zum Nachfolger des 76jährigen Kardinal Marty, ist der bisherige Bischof von Orléans, *Jean-Marie Lustiger*, ernannt worden. Er wird nun in den nächsten Jahren das Schicksal der französischen Kirche entscheidend mitbe-

stimmen. In Frankreich selbst war das Echo auf diese Ernennung sehr positiv... er ist mit den Problemen der Grossstadt Paris durch jahrelange Seelsorgererfahrung vertraut... Von 1940–1944 hatte er ein unruhiges Leben, teilweise musste er mit seinem Vater in den Untergrund gehen, um der Judendeportation zu entgehen. Seine Mutter wurde gefasst und nach Auschwitz gebracht, wo sie 1943 ermordet wurde. Nach der Befreiung studierte er an der Sorbonne, wo er seine Licence machte, in dieser Zeit war er Leiter der Jeunesse Etudiante Chrétienne (JEC), der katholischen studierenden Juden. Seinen Soldatendienst leistete er in Deutschland ab, wo er in Rastatt und

Berlin stationiert war. 1949 entschloss er sich zum Theologiestudium, das er beim Institut Catholique in Paris absolvierte. 1954 erhielt Lustiger die Priesterweihe. Bis 1969 arbeitete er als Studentenpfarrer in Paris, von 1969 bis 1979 war er Gemeindepfarrer im XVI. Pariser Bezirk, in der Pfarrei Sainte-Jeanne-Chantal; 1979, vor zwei Jahren, wurde Lustiger zum Bischof von Orléans geweiht.« Aus der »Allgemeinen jüdischen Wochenzeitung«: »Ich bin Jude, ich bin es mit Bewusstsein. Meine Eltern haben mir den Glauben an Gott und die Achtung vor dem Nächsten mitgegeben. Für mich bilden die beiden Religionen ein Ganzes, und ich habe nie den Glauben meiner Vorfahren verraten. Für mich gibt es dazwischen keinen Bruch«, sagte der neue Erzbischof von Paris, Jean-Marie Lustiger, am Tage seiner Ernennung durch Papst Johannes Paul II. Zugleich betonte er, er sei »getauft, nicht konvertiert« . . . Geboren wurde er am 17. September 1926 als Aron Lustiger, Sohn polnischer Emigranten, auf dem Montmartre. Bis heute trägt er diesen Namen in seinen Papieren. Im Jahre 1940 wurde er von einer katholischen Familie in Orléans unter falschem Namen versteckt, und noch im selben Jahr nahm der damals 13jährige den katholischen Glauben an. Dazu muss wohl erwähnt werden, dass Lustigers Eltern Bundisten waren und ihrem Sohn aus ideologischen Gründen keinerlei jüdische Unterweisung gaben. Als Aron Lustiger konvertierte, war er weder Barmizwa geworden, noch hatte er irgendeine Beziehung zum jüdischen Glauben. Besonders seine Mutter, die 1943 nach Auschwitz deportiert wurde und dort umkam, hat jedoch seine Entscheidung weder verstanden noch gebilligt.

Wie der heutige Erzbischof Jean-Marie Lustiger die grossen Probleme seines neuen Amtes wird bewältigen können, muss sich in der Zukunft zeigen. Immerhin hat der dreifache Doktor – der Literatur, der Philosophie und der Theologie – in der Vergangenheit bewiesen, dass er auch mit extrem gegensätzlichen Meinungen, wie sie gerade in der Pariser Diözese zu finden sind, umzugehen weiss. Während der Maiunruhen von 1968 war er anerkannter Studentenpfarrer der revolutionären Studentengemeinde, später allseits beliebter Dechant an einer der traditionsgebundensten Pfarreien des Pariser Westens. Lustiger bewies eine erstaunliche Souveränität nicht zuletzt anlässlich des Bombenanschlages auf die Synagoge in der Pariser Rue Copernic im vergangenen Jahr.¹ Am Tage darauf nahm er am Schabbatgottesdienst in dieser Synagoge teil und schrieb im »Nouvel Observateur« unter anderem: »Die Haltung der Christen gegenüber den Juden enthüllt die Haltung der Christen gegenüber Christus ebenso wie gegenüber dem Heidentum, das sie in sich selbst tragen.« Und: »Wenn das jüdische Volk angegriffen wird, wird Christus verletzt.«^{2/3} Möglicherweise werden aufgrund dieser Haltung von dem neuen Erzbischof von Paris auch für den jüdisch-christlichen Dialog neue Impulse ausgehen können.

¹ S. u. S. 85 ff.

² Vgl. dazu »Nouvel Observateur«, Paris, Nr. 832, 20.–26. Oktober 1980, unter dem Titel »Les Juifs et nous Chrétiens«.

³ Vgl. Jean-Marie Lustiger: Ansprache in Heppenheim bei einem Arbeitskreis im Martin-Buber-Haus des ICCJ (s. o. S. 2). (Anm. d. Red. d. FrRu)

8 Theologische Aspekte des Holocaust

Von Dr. Yehiel Iksar, Jerusalem*/**

Das Holocaust kann unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden, wie die ständig wachsende Literatur zu diesem Thema beweist. Das ist nicht verwunderlich, da das Holocaust einen unüberbrückbaren Abgrund zwischen den Menschen davor und danach geschaffen hat. Die Selbsterkenntnis des menschlichen Wesens, ob Christ oder Jude, unterliegt seitdem stetiger Wandlung; das Ende dieses Prozesses ist noch nicht abzusehen. Dasselbe gilt für das Verständnis der Beziehung zwischen Gott und Mensch, Christ und Jude, und selbst für das Verständnis von Gott, Erlösung und Geschichte. Wir alle sind diesem Prozess des Suchens und Fragens noch immer verhaftet, in dem sich unser Denken und Überdenken der Beziehung zwischen Mensch und Mitmensch, Mensch und Gott und des Menschen Vorstellung von Gott widerspiegelt.

Hier will ich mich mit einem einzigen Aspekt des Holocaust befassen, und zwar demjenigen, der nicht selten theologische Autoritäten und Denker beschäftigte: nämlich dem theologischen Aspekt des Holocaust. Diese Abhandlung ist ein Versuch, eine gewisse Klärung über die oft gestellte Frage zu erzielen: Wo war Gott in Auschwitz? Eine Frage, die den menschlichen Verstand quälend beschäftigt, Christen wie Juden und natürlich vor allem diejenigen, die in den Todeslagern angesichts des Todes in ständiger Angst und Not leben mussten. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, werde ich darauf verzichten, entsprechende Literaturquellen zu zitieren, da ich

wohl annehmen darf, dass sie bekannt sind. Andererseits werde ich als Grundlage meiner Überlegungen ausführlich die Bibel zitieren.

In seinem erschütternden Gedicht »Ani Maamin«¹, Ein Lied, verloren und wiedergefunden (1973), zu dem Darius Milhaud die passende Musik komponierte, bringt Elie Wiesel die unsägliche Qual der Insassen der Todeslager zum Ausdruck. Hier einige Verse, mit welchen das Lied beginnt:

Er wird kommen, Ani Maamin – Uns zum Trotz, ihm selbst zum Trotz.

Er wird kommen, Ani Maamin – herausfordernd die Morgendämmerung der Verdammten, Trotzend – Der Düsternis der Friedhöfe, Trotzend den Totengräbern, so zahllos – Er wird kommen

Ani Maamin – Dieser unser Glaube, o Herr – Zwei Worte – Ein Schrei – Nur einer – Ani Maamin.

Ein Glaube durchsetzt von Gefahr – ja

Und oft todbringend – ja – Doch notwendig.

Sei seiner würdig, o Herr – Sei unserer würdig – o Erlöser,

Ani Maamin, Ani Maamin . . .

Für dich, o Herr. Mit Dir. Zu Dir.

Ani Maamin, Ani Maamin.

Höre uns, o Herr, Höre uns.

Hat Gott gehört? Wo war Gott? Aber nicht nur die Lagerinsassen fragten: Wo ist Gott? Und warteten auf seine Antwort. Die Planer und Vollstrecker der *Endlösung* mö-

* Dr. Yehiel Iksar, vor seinem Ruhestand im Dienst des Auswärtigen Amtes Israels, u. a. Generalkonsul in Zürich, Botschafter für Israel in Ländern Südostasiens und Mittelamerikas.

** Aus: »Encounter«, Indianapolis, Indiana, USA.

¹ »Ani Maamin«: ich glaube mit vollkommenem Glauben.